

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 124-125

Artikel: Ab aufs Dach!
Autor: Landolt, Noëmi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

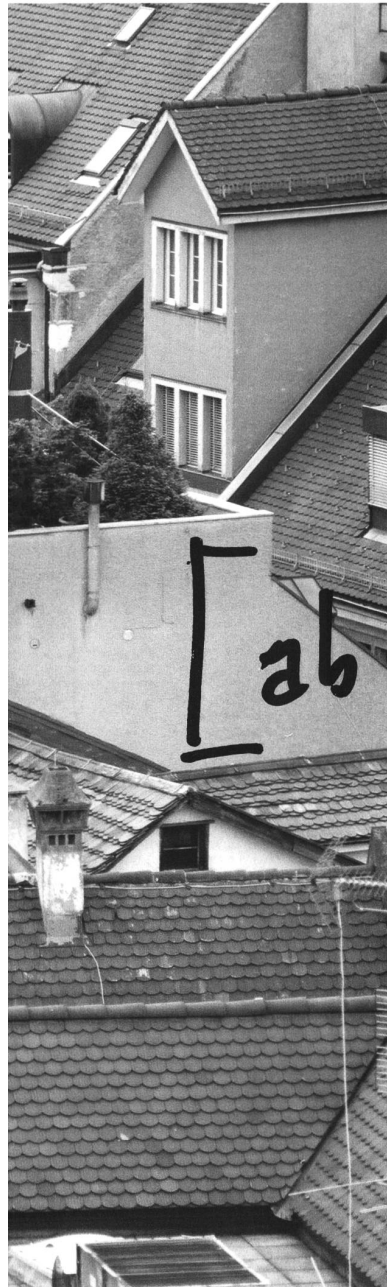
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



18

St.Gallen, 15. Juni 2004





Hoch über der Stadt sieht man mehr vom Himmel, sind die Tage länger und die Gedanken freier. Das ist Sommer! Eine Tour quer über St.Gallens Dachterrassen. von Noëmi Landolt

[ab aufs dach!]

19

«Juliabende in Stockholm sind mit nichts anderem in der Welt zu vergleichen», schreibt Astrid Lindgren in «Karlsson vom Dach»: «Nirgendwo leuchtet der Himmel in einem so seltsamen Licht, nirgendwo ist die Dämmerung so zauberhaft und so lieblich und so blau. Und in dieser blauen Dämmerung ruht die Stadt in ihren fahlen Wassern, so, als wäre sie aus irgendeiner Sage emporgestiegen und wäre überhaupt nicht wirklich.» Und der freundliche Karlsson, der auf einem Hausdach wohnt, wird es wohl wissen.

Juliabende in St.Gallen sind aber auch ganz nett. Vielleicht setzt man sich in ein Strassencafe, vielleicht geht man in die Weieren – vielleicht bleibt man auf seiner Dachterrasse, trinkt ein Glas Rotwein, grilliert, feiert eine wilde Party oder wirft Wasserballone auf die Strasse.

Über fremde Dächer klettern

Die Glühbirne erleuchtet den dunkeln Raum nur schwach. Die Fenster sind zu staubig, um Licht hineinzulassen. Es riecht nach warmem Holz, ein süsslicher Geruch, ein Estrichgeruch eben. Es ist stickig und heiss. Ich steige auf die Dachterrasse meiner Mutter, um Wäsche aufzuhängen. Der schwere Korb und die zehn Schritte zur Dachluke bringen mich bereits ins Schwitzen, die Dachluke aufzustossen erst recht.

Ich strecke den Kopf hinaus, blinzle wie eine Wühlmaus, die ihren Kopf aus dem Bau streckt, zu hell, zu blau ist der Himmel. Doch auf dem Dach ist die Luft angenehm frisch, das Dach selbst umso heisser. Ich sehe hinunter aufs Lagerhaus, auf der anderen Seite in die Büros der kantonalen Verwaltung. Das letzte Mal war ich mit zwei Amerikanern

hier oben. Einer von ihnen war einmal ein Russe, doch darüber spricht er nicht gerne. Ausser hier oben: «Just like in Moscow!» Damals seien sie über die Dächer aller Häuser geklettert. Auf der Flucht vor dem KGB? Nein, nur so. Aus Spass. «When we were drunk.» Schade. Nichtsdestotrotz hat er auch hier getan. Hinauf das Dach zur nächsten Terrasse, vorbei an der Hollywoodschaukel, vorbei am vor sich hin serbelnden Rosmarinstrauch, über den schmiedeisernen Zaun, der fein säuberlich eine Terrasse von der andern trennt. Cary Grant in «To catch a thief» hätte es nicht besser gekonnt. Kühn turnte der Russe auf Hans Thomanns «Risiko»-Plastik herum, den zwei Stahlstangen, die über das Dach der Gebäudeversicherungsanstalt hinausragen. Er hätte wohl am liebsten das Riesenpraliné, das am vorderen Ende, hoch über der Davidstrasse thront, runtergeschubst. «Crazy Russian», murmelte der Amerikaner, der schon immer einer war.

Heute versuche ich das gleiche Abenteuer, die Gelegenheit ist günstig. Auf den Nachbardächern ist niemand zu sehen. Ich scheitere aber schon an der ersten Dachschräge. Also hänge ich die Bettwäsche auf und krieche zurück in die Dachluke. Ein wahrer Kraftakt, sie zu schliessen. Wühlmäuse habens da einfacher.

Freundliche Nachbarschaft

Auf der anderen Seite der Leonhardsbrücke: Die Bewohner der Villa Wiesenthal sind gerade beim Essen. Aber ich soll mich doch einfach umschauen auf dem Dach. Wieder steige ich nach oben. Vorbei am burgunderfarbenen Plüschsessel, einem grünen Aktenschrank und einer traurigen Zimmerpflanze öffnet sich die weisse Holztür und führt mitten in die Lüneburger Heide. Das Dach ist übersät mit kleinen violetten Blümchen, die auf dem weichen Moosboden wachsen. Man möchte sich am liebsten mitten reinlegen, doch das Moos ist feucht. Dann eben auf den Liegestuhl. Blau-weiss gestreift ist er, sind die Wäscheklammern, ist auch der Himmel. Vögel zwitschern, nirgends hat der Verkehrslärm so wenig gestört wie hier oben. Sogar das Leopardenhäus nebenan sieht freundlich aus. «Von hier oben haben wir zugeschaut,

>>>

wie das alte Leonhardshaus abgerissen wurde», erzählt Natascha, die selbst einmal dort wohnte. Stück für Stück sah sie ihre Wohnung verschwinden: «Zuerst die Küche, dann die Stube. Zuletzt mein Zimmer. Jetzt kann man wenigstens wieder hier oben sein, ohne traurig zu werden.» Wer die Lüneburger Heide auf dem Dach hat, kann nicht lange traurig sein.

«Wahnsinn, gell», sagt Tobias mit der grossen Brille, der etwas weiter vorne an der Rosenbergstrasse wohnt. «Wie in Berlin. Sowas findest du nicht einmal in Zürich.» Für einmal sieht St.Gallen tatsächlich ein wenig aus wie Berlin. Der stetige Verkehr auf der Rosenbergstrasse, das Quietschen der einfahrenden Züge, das Polizeigebäude auf der anderen Seite. Und schon vier wilde Parties hab ich hier oben verpasst. Wie in Ibiza, hab ich flüstern gehört. Die letzte sei von der Polizei beendet worden. «Wir haben den ganzen Rosenberg beschallt», grinst Tobias. Normalerweise sei aber immer um zehn Uhr Schluss. Dann stürze man sich ins St.Galler Nachtleben. Oder auch einfach die paar Tritte hinunter, die direkt in die Wohnung führen. Kein stickiger Estrichgeruch, sondern chaletartiges Ambiente: Getäferte Wände, graubezogene Sofas, ein Kamin; nur das Bärenfell fehlt.

Gefährlicher Abstieg

Ich drücke eine Türklingel an der Löwengasse. Niemand öffnet, doch just in diesem Moment biegt ein eiliger junger Mann um die Ecke. Auf die Dachterrasse? Im Moment sei es ungünstig. Aber er könne mich schnell hinauffassen. Ich solle einfach wieder den Riegel verschieben. Danke.

20 Sonnenblumen, Hanfpflanzen, Tisch, Stühle, ein Krug Sirup (wohl vom Regen wieder aufgefüllt), Blick auf andere Altstadtächer. Schön, doch nicht unbedingt erwähnenswert, wäre da nicht eine Begegnung im Treppenhaus gewesen. Ich bin keine fünf Stufen hinunter gestiegen, da raunzt eine Stimme vom unteren Stockwerk: «Wer da?» Ich erkläre meine Mission. Eine Frechheit sei das, bellt die Stimme. Einfach in ein fremdes Haus. «Ausweis bitte!»

Ich stehe mittlerweile vor einem grossen Mann anfangs Vierzig mit kurzen grauen Haaren, der an Stöcken geht. «Ausweis her!», poltert er erneut. Er hole sonst die Schmier. Ich erwidere, dass er kaum das Recht habe meinen Ausweis zu sehen und will an ihm vorbei. «Nein, du bleibst hier. An diesem Hund kommst du nicht vorbei.» Die Bulldogge vor der Haustür habe ich gar nicht gesehen. «Ich weiss, wer dich reingelassen hat. Dieser Maler da. Der mit den langen Haaren. I hol etz d'Schmier. Du zahlst e Buess, du zahlst e Buess.» Er zückt sein Handy. Ich bitte ihn, die Schmier doch endlich zu rufen, dann käme ich nämlich wieder hier raus. Und versuche noch mal an ihm vorbeizugehen. Er drückt mich mit der rechten Faust an meinem Hals an die Wand und brüllt, dass er mich am liebsten ohrfeigen würde. Ob ich wisse, wie oft hier schon eingebrochen worden sei. Ich sage, die Tür sei mir aufgeschlossen worden, Ohrfeigen sei Körperverletzung und er solle doch endlich die Polizei rufen. Wieder: «Du zahlst e Buess!» Aber er sei kein Freund der Schmier. «Du chunsch do nüme use», sagt, schliesst die Tür, und weg ist er. «Du wartisch do», seine Stimme klingt auf einmal warm und weich. Er spricht mit der Bulldogge.

Und ich – immer noch im farbverspritzten Treppenhaus mit den schmutzigen Fensterscheiben – bin froh, dass es Mobiltelefone gibt. Wenige Minuten später höre ich, wie sich jemand an der Haustür zu schaffen macht. Ein zaghaftes «Hallo» meinerseits, ein fragendes «Hallo?» von draussen. «Kannst du denn die Tür von innen nicht aufmachen?», fragt mein Retter. «Und der Hund?», frage ich. «Welcher Hund?» Zaghaft drehe ich den Türknopf. Es geht ganz leicht, ich trete hinaus auf die Löwengasse – keine Spur von Hund und durchgeknalltem Vierziger.

Aber vorsichtig!

Zum Glück gibt es auch freundliche Leute. «Kommen sie nur rauf», sagt Frau Bauer. Und so nett wie sie klingt, sieht sie auch aus. Das Haus an der Spisergasse gleicht einem Antiquitätenladen. Alte Kaffeemühlen, Spitzendeckchen, Druckgrafiken und immer wieder Uhren. Sie wohne schon seit 46 Jahren in diesem Haus, da sammle sich eben einiges an. Ihr Mann ist Uhrmacher und hatte unten, da wo jetzt das Reisebüro drin ist, seine Werkstatt und einen Laden.

Und immer höher steigen wir, über dicke Teppichläufer. Im vierten Stockwerk treffen wir Herrn Bauer. Der Raum unter dem Dach ist sehr hoch. Hier oben ist die Waschküche und gleich am Fenster eine Nische mit der Werkstatt von Herrn Bauer, ein kleines Trampolin und ein Gymnastikball («Mein Fitnessstudio», lacht Frau Bauer) sowie Möbel für den Dachgarten. So darf man Bauers Terrasse ruhig nennen. «Sehen Sie hier den Rhododendron, schade, jetzt hat er schon keine Blüten mehr. Und hier die Rosen und vierblättrigen Kleeblätter. Und die Tanne ist auch schon um ihr Doppeltes gewachsen.»

Früher hätten sie Parties gefeiert hier oben, wie die jungen Leute auf dem Dach gegenüber, erzählt Herr Bauer. Und jetzt? «Sind wir halt schon ein bisschen alt.» «Wohl eher ein bisschen faul», korrigiert seine Frau. Jetzt lege sie sich lieber in den Liegestuhl, aber es werde sehr schnell sehr heiss, trotz des gelben Sonnenschirms. Aber ich solle doch auf die Spisergasse runterschauen. Nirgends würde es so viel Spass machen runterzuspucken. Aber ja nicht mit den Kleidern am Draht hängen bleiben. Der sei nämlich gegen die Tauben. Eine wahre Plage! Und da liegt doch tatsächlich ein Taubenskelett auf dem Nachbardach: «Unangenehme Viecher».

Im Linsenbühl dann noch mehr Aufregung. Der Lift führt direkt in die Wohnung und das Fenster der Wohnung führt direkt aufs Dach. «Da sind wir aber schon seit einem Jahr nicht mehr gewesen. Die Ziegel sind vielleicht auch etwas locker.» Yanik macht sich Sorgen. «Und es ist eh keine richtige Dachterrasse. Wir klettern einfach auf den Liftschacht. – Also gut, probieren wirs.» Aber bitte nicht runterfallen. Frau Hasler im unteren Stock hätte keine Freude, wenn Schreiberinnen im Garten liegen würden. Ich klettere also doch noch über ein Dach, bis zum Giebel auf den Liftschacht. Wie John Robie the Cat. Und der Abwart darf auch nichts davon wissen. Man weiss eben nicht, wie stabil der Liftschacht gebaut ist. «Deshalb wollten wir nicht mehr hoch kommen. Aber es ist schon schön», sagt Louis. Der Blick auf die Weieren, die Abendsonne, ein kühles Bier. Wenn das Frau Hasler wüsste!

Mit Karlsson aufs Praliné

Emanuel hat Lichi-Tee gekocht. Seine Dachterrasse über dem Gallusplatz ist ebenfalls schön begrünt. Und eine Postkartenaussicht auf Dom und Buebeflade. Auf dem Nachbardach jöhlt ein Gruppe HSG-Studenten. Wohl wegen der EM. Sie hätten manchmal auch den Fernseher mit aufs Dach genommen, bei der letzten WM. Und als Kinder hätten sie immer Wasserballone und alles Mögliche runtergeworfen. Jetzt feiern sie hier nur noch kleinere Parties, bis zu siebzig Personen, und manchmal schlafe er auch hier oben.

Hätte Karlsson in St.Gallen gewohnt, hätte er sein Haus neben Emanuels Dachterrasse gebaut. Er hätte einen Heidenspass gehabt, Wasserballone aufs Kopfsteinpflaster platzen zu lassen, er hätte Emanuel auf seinen Schultern um den Dom geflogen, oder zu Bauers, um die Tauben zu verschrecken, hätte am Postturm die Uhr zurückgestellt, und vielleicht wäre er auch einmal bei mir vorbeigekommen und wir wären zusammen auf Hans Thomanns Plastik gesessen, ganz vorne beim Praliné. Wir hätten die Beine baumeln lassen. In der blauen Juni-Dämmerung.

Noëmi Landolt, 1982, aufgewachsen in Basel und St.Gallen, studiert Kunstgeschichte und pendelt zwischen ihrer Zürcher und St.Galler Dachterrasse.